

Bambach, Heike

## "Erfundene Geschichten sind wie Träume?". Wie die Texte von Kindern an literarischen Vorbildern wachsen

Duderstadt, Matthias [Hrsg.]; Forytta, Claus [Hrsg.]: *Literarisches Lernen*. Frankfurt am Main : Arbeitskreis Grundschule e.V. 1999, S. 243-261. - (Beiträge zur Reform der Grundschule; 107)



Quellenangabe/ Reference:

Bambach, Heike: "Erfundene Geschichten sind wie Träume?". Wie die Texte von Kindern an literarischen Vorbildern wachsen - In: Duderstadt, Matthias [Hrsg.]; Forytta, Claus [Hrsg.]: *Literarisches Lernen*. Frankfurt am Main : Arbeitskreis Grundschule e.V. 1999, S. 243-261 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-174935 - DOI: 10.25656/01:17493

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-174935>

<https://doi.org/10.25656/01:17493>

in Kooperation mit / in cooperation with:



[www.grundschulverband.de](http://www.grundschulverband.de)

### Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### Kontakt / Contact:

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

## »Erfundene Geschichten sind wie Träume ...« Wie die Texte von Kindern an literarischen Vorbildern wachsen

### Der Rahmen

Rund zwanzig Jahre ist es her – ASTRID LINDGREN hatte den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekommen, als Hommage zeigte der STERN traumhaft schöne Fotos von den Orten ihrer Kindheit auf Småland, ich hatte die Bilder in der Schule aufgehängt und den Kindern aus den Büllerbü-Erzählungen vorgelesen – damals erkannte ich, dass auch die Neun- und Zehnjährigen vom Wechselspiel zwischen Literatur und gelebtem Leben wissen. »Das war keine Geschichte, das hat sie erlebt«, kommentierte Hans das Vorgelesene, »wenn man es jeden Tag so schön hat wie sie, dann ist es leicht, solche Wörter zu finden.« Und wie um für sich und uns zu erklären, dass auch seine Texte etwas Besonderes sind, fügte er hinzu: »Bei meinem Großvater ist auch so ein Teich mit Seerosen ...« Karsten nahm die Spur auf: »Es gibt erfundene und erlebte Geschichten. Erlebte Geschichten erzählen, wie es wirklich war. Erfundene Geschichten erzählen es falsch.« – »Nein, nicht falsch«, sagt Alexander, »so wie man es sich vorstellt. Frieden gibt es auch nicht. Aber Astrid Lindgren erfindet, wie man für Frieden leben müsste. Erfundene Geschichten sind wie Träume ...«

Irgendwann später wurde dann aus der leisen Nachdenklichkeit dieses Gesprächs der Ausspruch »Erfundene Geschichten erzählen es richtig«. Seither ist der Satz bei mir Überschrift für all jene Texte, die Kinder von sich aus schreiben – aus dem Wunsch heraus, gehört zu werden und anzukommen.

Meinen Weg, den Kindern eigene Geschichten zu ermöglichen, habe ich schon mehrfach andernorts (vgl. BAMBACH 1989, BAMBACH 1998, S. 98-132) beschrieben; ich kann ihn darum nur wiederholen: Es ist ein Schultag, der die Kinder nicht im Minuten-Takt eines Stundenplans von einer Anforderung zur nächsten hetzt, sondern ihnen Zeiten lässt, nach eigenen Vorstellungen tätig zu sein, ihren Neigungen und Eigenheiten auf die Spur zu kommen und sich über dem, was sie tun, mit anderen zusammenzufinden. Das Zentrum dieses Schultages ist die Versammlung. VERSAMMLUNG bedeutet gemütliche Vorlesezeit und Gespräche über das

Gehörte. Jeweils zwei, drei oder vier Kinder lesen ihre eigens hierfür erdachten und aufgeschriebenen Geschichten vor; jeder Vorleser bekommt von den anderen Kindern »Sagen und Fragen zur Geschichte« zu hören und erfährt dadurch Anteilnahme, Anerkennung und Anregungen zur Weiterarbeit. Die Erfahrung, dass es anderen gelingen kann, die Bilder im Kopf zur Sprache zu bringen, macht den Zuhörenden Mut, es selbst zu versuchen.

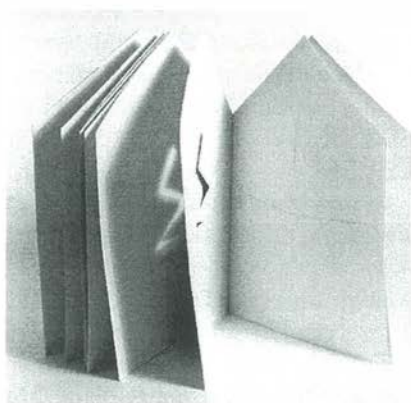
Ich selbst lese in jeder Versammlung aus einem Kinderroman vor; meist ist es Literatur, die »anspruchsvoller« ist als jene, die die Kinder von sich aus lesen würden. Auf das Vorlesen warten alle freudig und gespannt, sie genießen die Gemütlichkeit der Situation und werden für die eigenen Texte gedanklich und sprachlich angeregt. An beidem, den Gesprächen über die eigenen Geschichten und an den von mir ausgewählten Versammlungs-Büchern, verfeinert sich das Gefühl der Kinder für Sprache und die Wirkung von Texten. Beide, die kunstvollen Bücher und die bisweilen noch nach Sprache tastenden Geschichten von anderen, rufen Eigenes hervor und helfen, es zur Sprache zu bringen – erzählend und gestaltend. Über dem Buch, das sie gemeinsam lieb gewinnen, über den Texten, die sie voreinander riskieren, finden die Kinder zusammen, befreunden sich miteinander und auch mit mir als der Erwachsenen, die ihnen hierfür Raum lässt. Vermutlich ist es diese von Freundschaftlichkeit geschützte Situation, die mit der Zeit in jedem der Kinder das Bedürfnis weckt, mit einem eigenen Text im Mittelpunkt der Zuwendung zu sein und anderen Texten nachzusinnen.

Eigene Geschichten entwickeln sich in »their own good time« – weder der Beginn noch die Dauer ihres Entstehens lassen sich von außen bestimmen. Denn eigene Vorstellungen brauchen Zeit zum Wachsen; ihre Gestaltung zu einem Text, der Leser und Zuhörer erreicht, dauert. *»Ich kann heute nicht weiterschreiben. Wo ich hin will, weiß ich schon, aber noch nicht, wie dahin kommen.«* oder *»Ich muss meine Geschichte erst weiter erleben.«* oder *»Ich muss erst in die Bibliothek. In meiner Geschichte befreunden sich Schwertwale und Delphine, eigentlich sind das Feinde. Da muss ich gut überlegen, wie das geht.«* habe ich Kinder sagen hören. Als ich die 9-jährige Simone dränge, an einer Geschichte weiterzuarbeiten, die sie seit zwei Wochen liegen hat, entgegnet sie mir mit ruhiger Sicherheit: *»Wenn ich schreibe und es fällt mir nichts ein, dann wird es nicht gut.«*

Für meine Schülerinnen und Schüler hat jeder Schultag eine Zeit, über die sie selbst verfügen. Weil sie wissen, dass ihnen an jedem Tag eine solche Zeit gehört, stellen sie sich darauf ein, wissen meist schon auf dem Schulweg oder im Bett am Abend zuvor, woran sie mit wem arbeiten wollen, und meist sind dies – neben den Arbeiten an selbstgewählten

Sach-Themen – die »erfundenen Geschichten«. Der Schultag beginnt mit einer Erzählrunde: Gemeinsamkeit durch Austausch von Erlebtem und wichtiger Gedanken dazu, Anlass für anschauliches, an die Runde gerichtetes Erzählen, Übung im freien, gedanklich klaren Reden, im Mitdenken, Nachfragen und Antwort geben. Da es diese Erzählrunde an jedem Tag gibt, kann jedes Kind sicher sein, dass es Gehör finden wird, wenn es erzählen möchte. Sie lernen abzuschätzen, wann sie etwas zu erzählen haben, das nicht nur die engen Freunde angeht. Sie versuchen so zu erzählen, dass ihre Zuhörer ihnen folgen mögen und können. Das mündliche Erzählen lockert die Sprache, macht sie reich und gewandt und übt die gedankliche Klärung dessen, was man mitteilen möchte. Den Texten – nicht nur den eigenen – kommt dies zugute.

Neben der Muße und den Modellen, der Anteilnahme und dem Austausch haben die Kinder für ihre Geschichten die Freiheit, alle Kräfte auf den eigentlichen Text verwenden zu können. Sie sollen nicht den Fluss ihrer Gedanken unterbrechen müssen, weil sie über ein orthographisches Problem nachdenken, sie sollen nicht den Erzählton verlieren, weil sie einem Wort ausweichen, dessen Rechtschreibung sie noch nicht können.



### *»Ein bisschen märchenhaft ... aber nicht so doll«*

»Erfundene Geschichten« sind Verarbeitungen von Lebenserfahrung und angeeigneter Welt. Wer Kindern zuhört und ihre Geschichten liest, kann merken, dass ihre Gedanken und Vorstellungen von denselben großen Menschen-Themen bewegt sind, von denen auch die Erwachsenenliteratur lebt: der Suche nach dem Freund, dem Wunsch nach Liebe, der Angst vor dem Versagen, der Furcht vor Verlassenheit, Verlust und Verrat; dem Bedürfnis anzukommen, vertraut und treu zu sein; der Sehnsucht, Außergewöhnliches zu erleben und sich darin zu bewähren, der Frage nach dem eigenen besonderen Wert, dem Wunsch, die Welt möge in Ordnung sein ...

Theresa zum Beispiel erzählt Anfang des vierten Schuljahres die Geschichte von einem Mädchen Diana, das nach alter Tradition an der Reihe ist, für ihr Dorf den Schatz zu suchen, der das Überleben sichert.

Zwei Tage ist die Autorin Theresa mit ihren Gedanken auf der Suche nach diesem Schatz. »*Ich will nicht Perlen oder Gold nehmen*«, erklärt sie, »*sondern etwas, das die brauchen.*« Als sie DEN PFEIL, DER IMMER TRIFFT und DAS FELL, DAS IMMER WÄRMT gefunden hat, sucht sie lange nach etwas Drittem. Dass Drei eine der magischen Märchen- und Legendenzahlen ist, mag Theresa sich beim Zuhören angeeignet haben; Ergebnis von Unterricht ist diese Weisheit jedenfalls nicht.

»*Eine Wünschelrute für Wasser*«, schlägt ihre Freundin vor. Aber Theresa spürt, dass solcherart Schatz nicht auf derselben Erzähl-Ebene ist wie die beiden anderen. Als ich zum Geburtstag von einem Kind einen kleinen Handschmeichler aus Rosenquarz geschenkt bekomme, erfindet sie EIN STEIN, DER KRAFT GIBT, und weiß auch, dass man mit magischen Kräften behutsam und verantwortungsbewusst sein muss. Sie lässt ihre Heldin Diana vor der Truhe mit den Schätzen einen Ring finden, und in diesem Ring ist ein Zettel, auf dem steht: WER AUCH IMMER DIESEN SCHATZ FINDET, SOLL SEHR SORGFÄLTIG DAMIT UMGEHEN!

»*Sonst könnten die ja mit dem Pfeil die Tiere wie am Fließband abschießen*«, erklärt die Autorin. Ihre Geschichte führt durch den langen schwierigen Weg, den das Mädchen bei der Suche nach dem Schatz bewältigt, und endet mit der glücklichen Heimkehr und einem Fest mit Tänzen und Musik.

Theresa empfindet ihren besonderen Wert und ihre von daher kommende Kraft als Glied im Gefüge ihrer großen Familie. Sie lebt zusammen mit ihrer Mutter, einer Tante und fünf Geschwistern auf dem Bauernhof ihrer Großeltern. Der Hof ist so klein, dass die Erträge die Familie nicht ernähren; Therasas Mutter muss neben der Hofarbeit noch als Näherin in einer Fabrik arbeiten. Der Vater hat seine Arbeit als Lkw-Fahrer wegen Krankheit verloren und lebt von der Familie getrennt. In Therasas Geschichte ist der Vater anwesend – Hüter der Tradition und offensichtlich Oberhaupt der Sippe; Therasas Heldin Diana wird von ihrer Familie mit wunderbaren Gaben reich beschenkt auf den Weg geleitet; die vom Vater vermittelte Tradition besagt, jedes Mädchen im Alter von 12 Jahren könne versuchen, den Schatz zu finden. Die Autorin Theresa hat dieses wichtige Jahr vor sich, ihre beiden älteren Schwestern sind über das Alter hinaus, die beiden jüngeren sind weit davon entfernt, ihr Bruder, der jüngste, allemal. Erfundene Geschichten sind wie Träume ...

»*Ja, Vati*«, antwortet das Mädchen Diana, als der Vater es fragt, ob es denn überhaupt die Schatzsuche auf sich nehmen wolle. Als Theresa

ihren Text prüfend durchliest, zögert sie an dieser Stelle, lässt es dann aber doch beim vertrauten Vati anstelle der Anrede »Vater«, die sie aus solcherart Texten im Ohr haben mag. Ähnliches einige Sätze später mit Oma und Opa: Theresa scheint zu spüren, dass sie aus dem Erzählton herausfällt, aber das ehrerbietige Großmutter und Großvater der Märchenerzählungen will ihr nicht in die Feder, vermutlich weil der kindlichen Autorin die Protagonistin ihrer Geschichte so nah ist.

## DIANAS GEHEIMNISVOLLE SUCHE NACH DEM SCHATZ

*Diana war gerade dabei, ihrer Mutter zu helfen, die Körbe zu flechten, als ihr Vater sagte: »Komm in meine Hütte.« Und er sagte: »In einem halben Jahr wirst du 12 Jahre alt und du kennst doch unsere Tradition, dass jedes Mädchen in deinem Alter versuchen kann, den Schatz zu finden. Und dazu musst du in die Berge gehen und die verborgene Stadt suchen. Dann soll es nicht mehr weit sein, bis du den Schatz findest. Willst du eigentlich den Schatz finden?«*

*»Ja, Vati.«*

*»Dann hast du das halbe Jahr noch Zeit, um dich auf die Reise vorzubereiten. Ach – bevor ich es vergesse – du hast nur ein Jahr Zeit, um den Schatz zu finden.«*

*Diana ging aus der Hütte.*

*Als ein halbes Jahr vorbei war, sagte Dianas Oma: »Komm mit. Ich habe für dich ein Geschenk.« Und sie schenkte Diana einen Bogen und drei Pfeile, und sie sagte: »Wenn du dich in der größten Gefahr befindest, dann musst du einen Pfeil in die Luft schießen und dir dabei was wünschen.«*

*Diana sagte: »Vielen, vielen Dank, Oma.«*

*Dianas Mutter hatte einen Rucksack mit einer Decke und drei Broten und zwei Krügen Wasser. Ihr Vater hatte für sie einen warmen Mantel aus einem Bärenfell gemacht. Dianas Tante hatte ein wunderbares Pferd für sie, ein schneeweißes Pferd. Diana sagte: »Vielen, vielen, vielen Dank.« Dianas Tante sagte: »Du musst dich nicht bedanken; wenn du schon losgehst, um den Schatz zu suchen, muss ich dir doch ein Geschenk machen.« Diana sagte nochmal danke und streichelte ihr Pferd über die Blesse, als ihr Opa einen Sattel aus einer Hütte holte und sagte: »Hier – für dich, mein Kind.« Diana sagte danke.*

*Am Abend wurde noch ein Fest gefeiert, danach ging sie los. Und sie dachte bei sich: »Hoffentlich werde ich es schaffen.« Als sie schon einen Tag gegangen war, bemerkte sie, dass es immer kälter wurde. Da zog*



*sie ihren Mantel an und sagte zu ihrem Pferd, das sie Schneeflocke genannt hatte: »Du, Schneeflocke, glaubst du, dass wir es schaffen?«  
 Schneeflocke wieherte. Da bekam Diana wieder Mut und ritt mit Schneeflocke weiter, bis sie eine alte Frau trafen. Die alte Frau sagte: »Wohin wollt ihr?«  
 »Wir wollen die verborgene Stadt finden.«  
 »Ja, ja«, sagte die alte Frau, »das haben schon viele versucht. Hier hinter dem Tal ist eine Frau, die keinem erlaubt, über ihr Tal zu reiten.«*

In diesem ersten Teil der Geschichte ist zu hören, wie Theresa nach einem passenden Erzählton sucht. Ein Besucher, dem sie ihren Text zum Lesen gibt, stört sich an der Häufigkeit des Verbs sagen und bietet ihr sinnverwandte Wörter an. Theresa ist nicht willens, ihren Text dahingehend zu ändern. *»Das klingt nicht gut. Irgendwie zu hektisch«*, sagt sie. Vermutlich hat sie so etwas wie das Betrachtende *»er aber sprach«* der Biblischen Geschichten im Ohr. Je weiter das Mädchen Diana auf seiner Suche nach dem Schatz vorankommt, umso klarer wird der Erzählton, um den Theresa sich bemüht. In dem folgenden Abschnitt gelingt ihr auf – wie ich finde – staunenswerte Weise, dem Rhythmus des stetigen Vorankommens und gelassenen Umsichschauens Ausdruck zu verleihen.

*Als Diana im Tal war, bemerkte sie, dass in den Bächen kein Wasser war, dass auf den Feldern kein Getreide stand und dass in den Häusern keine Leute wohnten. Doch auf einmal hörte sie einen Schuss in die Luft gehen. Sie hörte nur eine Stimme, die aus dem Hintergrund kam. Und die Stimme sagte: »Was willst du?«  
 »Ich will nur über dein Tal reiten. Wieso ist in den Flüssen kein Wasser und wieso wächst auf den Feldern kein Getreide?«  
 »Das ist eine lange Geschichte: Als in diesem Tal noch Menschen wohnten und als auf den Feldern noch Getreide wuchs, kamen zwei Riesen und zertrampelten das Dorf, und alle Leute flohen. Meine Mutter musste mich verlassen. Ich war gerade drei Jahre alt. Und seitdem schlage ich mich allein durch.«*

*»Das glaube ich nicht, dass die Mutter ihr Kind verlässt!«,* bricht es aus Sarah hervor.

Theresa: *»Sie musste es doch!«*

Sarah: *»Aber – verlassen tut man aus Entscheidung! Das muss man nicht!«*

– »Vielleicht hat sie dadurch ihren anderen Kindern das Leben gerettet!« –  
 »Dann würde ich schreiben ... musste mich **zurücklassen**«, sagt Anna.  
 »Ich finde, das mit den Riesen passt irgendwie nicht in deine Geschichte.  
 Das ist zuviel Phantasie«, erkennt Stefan, worum Theresa sich bemüht  
 hat. »Besser ein Wirbelsturm oder so«, fügt Felix hinzu. »Oder ein Stamm  
 mit 'nem Meister ... und der sieht einen Wirbelsturm kommen ...«, schlägt  
 Stefan vor.

Theresa verbessert:

*»... Als in diesem Tal noch Menschen wohnten und als auf den Fel-  
 dern noch Getreide wuchs, kam unser Meister, der ›Schwarze Wolke‹  
 hieß, und sah einen Wirbelsturm kommen. Doch es war zu spät und  
 das Dorf wurde zerstört. Meine Mutter musste mich zurücklassen. Ich  
 war gerade drei Jahre alt und seitdem schlage ich mich allein durch.«*

Sie fährt fort:

*Diana wusste erst nicht, was sie sagen sollte. Doch bald fiel ihr das  
 Richtige ein. Sie sagte: »Darf ich denn über dein Tal reiten?«*

*»Ja.« Und Diana ritt los.*

*Hinter dem Tal waren die Berge. Als es Abend wurde, suchte Diana  
 einen Rastplatz. Sie fand eine Höhle. In der Höhle war altes Gras, das  
 in der Zwischenzeit Heu geworden war. Diana untersuchte das Heu,  
 ob vor kurzem ein Bär in der Höhle war, und sie kam zu dem Ent-  
 schluss, dass in der Höhle schon seit einem Jahr kein Tier mehr gewe-  
 sen sein konnte. Also holte sie ihre Decke raus und legte sich schlafen.  
 Ein viertel Jahr später: Diana hatte schon fast die Hoffnung aufgege-  
 ben, als sie einen Hinweis fand. Der Hinweis war ein Stein, auf dem  
 stand: GEHE AUF DEN BERG. VON DORT AUS KANNST DU DIE  
 VERBORGENE STADT SEHEN.*

*Diana freute sich und machte sich sofort auf den Weg.*

*Am nächsten Tag hatte sie den halben Weg schon zurückgelegt, und  
 abends hatte sie die Spitze erreicht. Sie guckte sich um – keine Stadt.  
 Sie war so müde, dass sie sich erst einmal schlafen legte. Am nächsten  
 Morgen bemerkte sie, dass sie mitten in der Stadt war.*

*»Jetzt ist es nicht mehr weit, bis wir den Schatz gefunden haben«, sagte  
 sie zu ihrem Pferd. Sie ritten los.*

*Diana hatte nur noch eine Woche Zeit. Als Diana gerade auf dem  
 schmalen Weg ritt, hörte sie einen Wolf heulen. Am Abend heulte der  
 Wolf immer noch. Diana legte sich schlafen, aber als am nächsten Tag*



*der Wolf immer noch heulte, dachte sie: »Vielleicht ist es ja ein Zeichen« und ritt dem Wolf nach. Plötzlich blieb der Wolf stehen und ein Adler kam aus den Wolken geflogen und Diana folgte dem Adler. Plötzlich kam sie zu einer Höhle. Der Adler flog weg und Diana band ihr Pferd an und ging in die Höhle. In der Höhle waren Wandmalereien. Diana versuchte sie zu entziffern. Sie verstand nicht alles, aber einen Satz konnte sie entziffern und der war: VORSICHT, EIN FEIND NAHT.*

*Diana kriegte ein bisschen Angst, aber sie hatte ja den Bogen, den sie von ihrer Oma gekriegt hatte, und sie ging immer weiter in die Höhle, bis sie zu einem Wasserloch kam. Plötzlich kam sie zu einem Eingang. Der Eingang führte zu einer Stadt. Sie hörte ein leises Brummen und drehte sich um. Vor ihr war ein riesengroßer Bär. Der Bär wollte sich gerade rumdrehen, als Diana einen Pfeil in die Luft schoss und sich wünschte, dass der Bär tot umfiel. Der Bär lag tot auf dem Boden.*

*»Ich hätte mir gewünscht, dass sich die Höhle öffnet und das Pferd Flügel bekommen hat und mich rettet ...«, sagt Anna. An ihrem Kichern ist zu merken, dass dies ein unernster Beitrag ist. Aber Theresa ist es ernst mit ihrer Geschichte. »Das finde ich zu märchenhaft«, sagt sie, »... ein bisschen märchenhaft will ich ja die Geschichte – aber nicht so doll!«*

*Diana fand einen Ring, der neben dem Bären lag. Sie hob den Ring auf. Den Ring konnte man aufmachen. Sie machte ihn auf. Da drinnen war ein kleines Stück Papier, auf dem stand: WER AUCH IMMER DEN SCHATZ FINDET, SOLL SEHR SORGFÄLTIG DAMIT UMGEHEN.*

*Hinter dem Bär lag der Schatz. Sie guckte in die Truhe, da drin lag wieder ein Zettel, auf dem stand:*

*DER SCHATZ, DER IN DER TRUHE LIEGT, IST DER SPEER, DER IMMER TRIFFT, DAS FELL, DAS IMMER WÄRMT UND EIN STEIN, DER EINEM KRAFT GIBT.*

*»Wie passt denn der Zettel in den Ring?«, fragt Ruby.*

*»Der Stein ist aufklappbar und innen hohl«, erklärt Theresa.*

*»Ach sooo!« – »Muss man das schreiben?«, fragt Theresa. Sie einigen sich, dass man es nicht schreiben muss, weil es nur so sein kann, wie Theresa erklärt hat.*

*Diana konnte es gar nicht fassen, dass sie den Schatz gefunden hat. Sie befreite die Truhe von Staub und trug die Truhe aus der Höhle. Sie packte sie auf das Pferd und nahm einen Krug, den sie ja von ihrer Mutter gekriegt hatte, und ging nochmal in die Höhle zum Wasserloch und machte den Krug voll. Dann ging sie aus der Höhle und schnürte den Krug fest. Dann ritt sie los und sie dachte: Jetzt habe ich noch zwei Tage Zeit. Sie ritt und ritt, bis sie zu Hause war.*

*Die Hunde bellten, als Diana ins Dorf kam. Dianas Tante kam aus dem Zelt und schrie: »Diana! Unser Mädchen ist wieder da!«*

*Jetzt waren alle aus den Zelten gekommen. Dianas Mutter sagte: »Da bist du ja, mein Kind. Hast du den Schatz gefunden?«*

*»Ja.«*

*»Das glaube ich einfach nicht. Komm in meine Arme.«*

*Am Abend erzählte Diana von ihren ganzen Abenteuern, und am nächsten Morgen feierten sie ein Fest mit vielen Tänzen und Musik.  
Ende*

Als Theresa zum Ende kommt, schnellen viele Hände hoch. Die anerkennenden »Sagen« lauten:

- »Ich finde gut, dass der Schatz alle drei Dinge hat, die weiterhelfen beim Leben.«
- »Es ist ein Erzählbogen, alles passt zusammen ...«
- »Ich finde gut, dass sie von den drei Pfeilen nur einen benutzt ... in höchster Gefahr ... wie die Großmutter gesagt hat.«
- »Ich finde gut, dass der Schatz *hinter* dem Bär lag, dass es so 'ne richtig gefährliche Gefahr war.«
- »... dass ein Bär den Schatz bewacht hat.«
- »Ich finde das mit dem Zettel gut, dass sie die Pfeile nicht verschwendet, weil ja jeder Pfeil trifft.«
- »Gut, dass es kein Goldschatz war.«
- »... passt gut zu den Geschenken: alles, was mit Überleben zu tun hat.«
- »Gut, dass du keinen Kriminalroman daraus gemacht hast. Zum Beispiel hätte ja auch einer kommen können und den Schatz klauen.«
- »Gut, dass sie – als sie die Truhe aufs Pferd gebracht hat – nochmal reingeht und Wasser holt.«

- > »Ich finde auch gut, dass sie daran denkt, Wasser zu holen, denn sie hat ja noch einen langen Weg vor sich.«
- > »Das wär doch auch über den Stein, der Kraft gibt, gegangen ...«

»Aber das meine ich mit sorgfältig« antwortet Theresa. »Wenn es Wasser gibt, kann man doch auch dran denken und muss den Stein nicht verschwenden.«

»Wer darf eigentlich den Schatz behalten?«, fragt Ruby.

»Das Dorf. Alle.«, sagt Theresa.

»Ich finde gut, dass sie alles gebraucht hat, was sie ihr mitgegeben haben. Den Mantel, weil es kälter wird, das Pferd, die Decke, den Pfeil, die Krüge.«

»Ich finde, die Geschichte kann man richtig drucken«, lobt Anna.

»Naja, ein bisschen kurz ist sie«, schränkt Theresa ein.

»Nein – es ist e i n Gedanke! Ich finde gerade gut, dass du ihn nicht zum Krimi verlängert hast.«

Theresas Text, die Einlassungen ihrer Zuhörer und Theresas Antworten darauf zeigen: Über die Versammlungsbücher haben die Kinder erfahren, was einen bewegenden Text ausmacht; beim Verfertigen ihrer eigenen Geschichten sind sie erfüllt von dem Wunsch, mit ihren Erzählungen bei den anderen Kindern anzukommen, von ihnen verstanden zu werden und Anerkennung zu erhalten. Sie versuchen mit aller Kraft, dem, was sie äußern wollen, Gestalt zu geben – und offenbar verwenden sie darauf all ihre Sinne. Sie haben Erzählbilder vor Augen und einen Erzählton im Ohr, sie fühlen sich eins mit ihren Protagonisten – das in den Text eingeschlichene »ich« oder »wir« verrät es – und möchten, dass ihre Zuhörer ihnen in die Geschichte hinein folgen. Vor allem die Stimmigkeit von Sache und Empfindungen ist ihnen wichtig geworden.

»Deine Geschichte ist in meinem Kopf wie ein Film«, sagt Anna, als sie gedankliche Klarheit und Anschaulichkeit anerkennen will. Die Kehrseite kennt sie aus Erfahrung: Manchmal wacht sie als Zuhörerin aus ihrer Versunkenheit in die Bilder, die sie sich macht, mit einem verwunderten »Äh?« auf und signalisiert damit, dass die Geschichte eine Unstimmigkeit hat, also der Film einen Riss. Theresa scheint auf ähnliche Weise zuzuhören. »Ich hasse Bücher mit Bildern«, hat sie einmal gesagt, »man stellt sich die vor und hat was im Kopf, und dann kommt das Bild und alles ist sofort weg. Einfach kaputt und man muss sich etwas Neues vorstellen ...« Als wir ein andermal über Horrorfilme reden und ich mich mit der Warnung beteilige, den Fernseher könne man ausschalten, aber die Bilder im Kopf werde man nicht wieder los, sagt Theresa: »Bei Filmen ist es nicht so schlimm, da kann ich sehen, wie es gemacht ist. Aber beim Lesen, da muss ich mir die Bilder selber machen, da sind sie innen drin in mir, und da werde ich sie nicht wieder los.«

»... bis ich höre:  
nun ist er so gut, wie ich es kann«

Oft schreibe sie, sagt ASTRID LINDGREN, einen Satz zehnmal, »... wieder und wieder und wieder, bis ich ihn hören kann, bis ich höre: nun ist er so gut, wie ich es kann«. Meine Schülerinnen und Schüler haben dies vor Augen; der Satz hängt – zusammen mit einem Portrait der alten Dame – an unserer Pinnwand. Im Ohr haben sie Bücher, die ich ihnen vorlese – nicht nur welche von ASTRID LINDGREN, aber auch.

«Ich lese mir meine Geschichten ganz oft durch, bevor ich sie vorlese, ob alles in die Zeit passt, wo die Geschichte spielt und so ... ob alle Wörter stimmen ... Manchmal mache ich was weg oder was hin...«, sagt die neunjährige Simone, als andere Kinder sie für den schönen Erzählton ihrer Geschichte bewundern. Das war, bevor wir von ASTRID LINDGRENS Arbeitsweise gehört hatten.

Die erzählerische Kompetenz der einzelnen Kinder wächst mit jedem Versammlungs-Buch und von jedem Text zum nächsten. Offenbar bewirken das Schreiben für die Lese-Versammlung, der Austausch mit den Anderen und das Bedürfnis nach deren Anerkennung, dass die Autoren sich schon während des Schreibens, also noch vor der Präsentation ihres Textes, im inneren Dialog mit ihren Zuhörern befinden.

Wie fein und klar das Sprachgefühl bei Zehnjährigen sein kann, wenn sie für ihre Texte Adressaten und literarische Vorbilder haben, möchte ich im Folgenden zeigen. Sanna erzählt »Die Geschichte vom Elefanten Bongo«, der seine Eltern verliert und von einem Krokodil an Kindes statt aufgenommen wird. Er unternimmt allerlei, um so zu werden wie die Krokodile (nämlich platt und grün), was ihm natürlich nicht – oder richtiger gesagt: nur bedingt – gelingt, nämlich in Form von grüner Farbe, die an seinem Rüssel hängenbleibt, als er an einem Farbkasten kostet. Aber da er immerzu seinen Rüssel sieht, glaubt er fortan, er sei grün. Weil er beim Verlust der Eltern noch klein und hilflos war, kann er nach einer Zeit zwar die Sprache der Krokodile sprechen und verstehen, nicht aber die der Elefanten.

Nach allerlei Gefahren und Wirrnissen (eine Hexe verhext ihn, er vermag sich aber zurückzuhexen) landen er und seine Eltern in demselben afrikanischen Urwald und finden sich. Aber – Bongo kann ja nur die Krokodilsprache! *Zum Glück konnte Bongos Vater auch die Krokodilsprache*, schreibt Sanna, und so gelingt die familiäre Verständigung. (Alle Streichungen und Änderungen stammen von Sanna. Da der Text mit Bleistift auf Umweltpapier geschrieben ist, lässt sich das Faksimile leider nicht drucken.)

## DIE GESCHICHTE VON DEM ELEFANTEN BONGO

Bongo lebte <sup>in Afrika</sup> im Urwald. Seine Eltern wurden gefangen und <sup>klein und hilflos</sup> in einen Zoo gebracht. Bongo war noch <sup>ein kleines Kind</sup>. Da kam ein Krokodil mit ihren Kleinen. Da dachte Bongo, es <sup>wie die Krokodilkinder</sup> wäre seine Mutter und ging hinter dem Krokodil her. Das Krokodil drehte sich um und guckte. Das Krokodil war zufrieden und Bongo wurde in die Krokodilsfamilie aufgenommen.

Als Bongo älter war, wollte er so aussehen wie <sup>das Krokodil</sup> seine Mutter. Er hob mit seinem Rüssel einen großen Stein hoch und ließ <sup>er</sup> ihn auf sich plumpsen, damit er platt wurde. Er wurde aber <sup>wie das Krokodil</sup> nur ohnmächtig. Dann wollte er grün werden und streifte immer an den Büschen lang. Aber er wurde nicht grün. <sup>Er war enttäuscht.</sup>

Eines Tages kam ein Affe vorbei, der blaugrüngelb bekleckst war. Bongo wunderte sich, weil er nur braune Affen kannte, und ging dem Affen nach. Der Affe ging zu einem Farbkasten und bekleckte sich noch mehr. Als der Affe weg war, ging Bongo zu dem Farbkasten und kostete die grüne Farbe. Sie schmeckte ihm nicht. Plötzlich sah er, dass sein Rüssel grün war. Er war ganz entzückt, weil er dachte, er wäre jetzt ganz <sup>zufrieden</sup> grün und ging <sup>fröhlich</sup> nach Hause und <sup>legte sich in die Sonne</sup>.



Sanna hat während des dritten Schuljahres ein Gespür für sprachliche und gedankliche Unstimmigkeiten entwickelt. Das zeigt sich zum Beispiel, wenn sie den Satz ... *und ging fröhlich nach Hause und legte sich in die Sonne* ändert in ... *und ging zufrieden nach Hause*. Vermutlich war ihr beim Durchlesen aufgefallen, dass sie Bongos Stimmung schon zuvor als *entzückt* beschrieben hatte, und folglich ist es ihr nun wichtig, das auszudrücken, worum es im Grunde geht – nämlich dass Bongo (scheinbar) erreicht hat, was er vorhatte (er hält sich für grün) und darum *zufrieden* ist. Erstaunlich finde ich Sannas Entschluss, den Folgesatz »er legte sich in die Sonne« zu streichen. Denn falsch ist dieser Satz ja nicht, sondern nur überflüssig, Kinderbucherzählroutine also. Manch andere Änderungen sind vorweggenommene Antwort auf mögliche Fragen, also Zeichen des inneren Dialogs, den Sanna mit ihren Zuhörern führt. So zum Beispiel die Änderung des Satzes *Bongo war noch ein kleines Kind* in *Bongo war noch klein und hilflos*. Erstens, so wird sie sich gesagt haben, war Bongo kein kleines Kind, sondern ein Elefant, und zweitens ist es notwendig, dass er zum Zeitpunkt, als er seine Eltern verliert, noch sehr klein war, denn nur so lässt sich im Verlauf der Handlung erklären, dass er die Sprache seiner Eltern nicht kann.

überhaupt  
Inzwischen bei seinen Eltern: Sie waren schon zwei Jahre im  
Er gefiel ihnen nicht sehr.  
Zoo. Bis jetzt gefiel es ihnen noch, aber da kam gerade der  
Wärter. Er war betrunken und sollte den Elefantenstall aus-  
misten. Er nahm den Besen und klopfte auf die Elefanten:  
»Hallo, ist da jemand? Hicks!« Den Elefanten wurde ganz  
schlecht.

und  
Da kam ein Besucher vom Tierschutzverein sah die Elefanten  
das kann man ja nicht mit ansehen.  
und sagte: »Halt! Warten Sie, ich kaufe Ihnen die Elefanten  
ab.« – »Ja, hicks, die können Sie auch so haben. Aber ich sag  
Ihnen, da ist keiner. Hicks.« Er nahm einen Strick und band

die Elefanten fest und gab dem Besucher den Strick. Neben dem Zoo war ein Flugplatz. Der Besucher war Millionär und mietete einen <sup>Flugzeug</sup> ~~Jumbo-Jet~~ und flog mit den Elefanten nach Afrika in den Urwald und ließ die Elefanten frei. Es war aber <sup>wo Bongo war.</sup> ein anderer Urwald und nicht der richtige Urwald. Das wussten sie aber nicht. Sie fingen an, Bongo zu suchen.

Dass Sanna vorsichtshalber den Jumbo-Jet in ein bloßes Flugzeug verwandelt, ist eine vorweggenommene Korrektur auf eine mögliche Frage, denn sie ist sich nicht sicher, ob Elefanten überhaupt in Jumbo-Jets transportiert werden können und weder ihre Tischnachbarinnen noch ich können es ihr sagen.

Langes Hin- und Herüberlegen ist Sanna die Frage wert, wie sich die Eltern im Zoo gefühlt haben. Anfangs steht da: *Bis jetzt gefiel es ihnen noch*. Das einzig Unangenehme der Situation scheint die Trunkenheit des Wärters und Sanna korrigiert: *Es gefiel ihnen nicht sehr*. Nach weiterem Nachdenken streicht sie das »sehr«, nun gefällt es ihnen nicht (mehr). In der vierten Fassung fügt sie ein »überhaupt« ein, und nun heißt der Satz: *Es gefiel ihnen überhaupt nicht*.

Im anderen Urwald suchte Bongo gerade Futter. Da kam eine Maus. Die Maus war die böse Hexe Dippeldei. Bongo trat ihr aus Versehen auf den Schwanz. »Aua, verflucht! Wer <sup>e Bohnensalze</sup> war d... Ach du warst das? <sup>gefälligs</sup> Pass' auf, dass ich dich in eine <sup>sonst verhexe ich dich in eine Kröte.</sup> Kröte verhexe. Aber warte, ich kann eine Elefantensuppe aus dir machen. Sehr lecker!« Und sie hexte Bongo und sich zu ihrer Hütte. Die Hütte war aber in dem Urwald, wo Bongos

Eltern waren. Die böse Hexe Dippeldei hexte Bongo in den

Suppentopf und krächzte: »So, jetzt geh ich Holz holen.«

Aber die Hexe Dippeldei kam nicht wieder, und Bongo schlief

ein. Es war nämlich schon Nacht. Als er wieder aufwachte,

sah er ein Zauberbuch vor sich liegen. Er las: »Chi hink conc

conc.« Es war nämlich ein chinesisches Zauberbuch. Er hex-

te ohne es zu wissen den anderen Urwald her und sich aus

der Hütte. Da kam das Krokodil und sagte: »Wo hast du denn

gesteckt? He?« »Ach, ich hab nur Futter gesucht«, sagte

Bongo.

Da kamen Bongos Eltern angerannt. Endlich hatten sie Bon-

go gefunden. Die Mutter sagte: »Hallo Bongo! Hallo!« Aber

Bongo verstand nur Krokodilsprache. Zum Glück konnte

Bongos Vater auch Krokodilsprache.

Sanna merkt, dass für den Fortgang der Handlung eine Klärung des Sprachproblems wichtig ist. Mit dem Satz *Zum Glück konnte Bongos Vater auch Krokodilsprache* scheint sie der Frage mit einer geschickten, auf den ersten Blick recht lapidaren Antwort Genüge getan zu haben.

Die Antwort auf die Frage, wie Eltern und Kinder wieder zusammenfinden können, nachdem sie einander verloren haben und nicht mehr dieselbe Sprache sprechen, ist vermutlich eine, die für alle Kinder von besonderer Bedeutung ist. Darum kann man Sannas Lösung *Zum Glück konnte Bongos Vater auch Krokodilsprache* wohl als Ausdruck von Zuversicht lesen. Dass Sanna jedoch Wochen später, als der Text bereits getippt und mehrfach vorgelesen worden ist, erneut an dieser Stelle herumgedacht hat, zeigt, dass etwas daran sie besonders bewegt.

Hier das Verständigungsproblem, wie es sich für Sanna dargestellt haben mag – nimmt man die von ihr getroffenen Veränderungen als Spur für das Nach-Denken: Die Eltern kommen angerannt und sind froh, Bongo endlich gefunden zu haben. Die Mutter ruft: Hallo Bongo! Hallo! Und nun fängt der innere Dialog an: Sanna und ihre Leser wissen, dass Bongo nur Krokodilsprache versteht; sie kennen auch das Glück, dass Bongos Vater Krokodilsprache kann. Aber, so hat sich Sanna vermutlich gefragt, woher weiß der Vater, dass er mit Bongo in der Krokodilsprache reden muss, damit dieser ihn verstehen kann? Und wie kann Bongo Kontakt zu den Eltern aufnehmen, wenn die in einer Sprache rufen, die er nicht kennt?

... Da kamen Bongos Eltern angerannt. Endlich hatten sie

Bongo gefunden. Die Mutter sagte: »Hallo Bongo, <sup>chen</sup> Hallo!«

*Er sagte auf Krokodilsprache "Was?", denn er hatte seinen Namen gehört.*

Aber Bongo verstand nur Krokodilsprache.<sup>1</sup>

Zum Glück konnte Bongos Vater auch Krokodilsprache. Er

*verstehst du uns denn nicht?*

sagte: »Aber Bongo, warum ~~kannst du denn Krokosprache?~~«

»Ich ...«, sagte Bongo.

Sannas Einfall zur Lösung finde ich anrührend und genial zugleich: Sie lässt die Mutter in der Koseform aus frühester Kindheit rufen, und die zärtliche Nennung seines Namens genügt, um Bongo ein aufhorchendes »Was« fragen zu lassen – natürlich in Krokodilsprache. Nun also weiß der Vater, dass er mit seinem Kind in Krokodilsprache reden muss. In der ersten Text-Version wird Bongo vom Vater gefragt: *Warum kannst du denn Krokosprache?* Später lässt ihn Sanna stattdessen fragen: *Warum verstehst du uns denn nicht?* Und in der Tat ist dies die näherliegende Frage. Denn das Bedrohliche an der Situation ist ja nicht, dass Bongo Krokodilsprache kann, sondern dass er die Sprache seiner Mutter nicht versteht.

Da kam der Vogel Krak und suchte sein Mittagessen. Alle

rannten schnell weg, nur das Krokodil konnte nicht so

schnell. Da kamen gerade noch Bongos Eltern und schoben das Krokodil noch in ein Versteck und rannten weg. Als Krak weg war, kamen sie wieder. Bongo hatte sich in einem Tümpel versteckt und sein Rüssel war wieder grau, und er sah, dass seine Eltern auch einen grauen Rüssel hatten, und er sah, dass er kein Krokodil war.

Und die Elefanten und Krokodile bauten sich einen Strohhafen und wohnten zusammen im Strohhafen.

Einhellige Begeisterung und Bewunderung bei den anderen Kindern, als Sanna ihre Geschichte vorliest. Und auch wichtige Hinweise: »Krokodile brauchen Wasser, im Strohhafen können sie nicht leben«, und: »Wie kann denn der jetzt mit seiner Mutter sprechen?«

Sanna verbessert:

Bongo hatte sich in einem Tümpel versteckt und sein Rüssel war wieder grau, und er sah, dass seine Eltern auch einen grauen Rüssel hatten, und er sah, dass er kein Krokodil war.

Er lernte die Elefantensprache.

nichten

Höhle

Und die Elefanten und Krokodile bauten sich einen Strohhafen und wohnten zusammen im Strohhafen. nah beim Tümpel.

Die Vereinigung der Aufenthaltsorte durch den Zauber, die Vernichtung der Hexe durch die Eltern, der beiden Familien gemeinsame Vogel-Feind, die Rettung der Zweit-Eltern durch die wahren Eltern, das Zusammenleben aller fortan – es müssen nicht mehr sein als zufällig schöne Einfälle für den Fortgang der Handlung. Aber es könnte mehr sein, nämlich Ausdruck der Hoffnung, dass Wunder die Welt in Ordnung bringen können.



Für Sanna ist zu jener Zeit solche Hoffnung sehr wichtig. Sie ist ein Kind aus – wie man so sagt – sehr gutem Hause, wohnt in einem großzügigen Eigenheim, hat eine Kinderfrau und reizende jüngere Geschwister; die Familie scheint in einer für Sannas Freundinnen geradezu beneidenswerten Weise intakt zu sein, und Sanna lebt ganz und gar aus diesem Gefühl heraus und innerhalb der familiären Geborgenheit. Obwohl sie intelligenter und in jeder Hinsicht begabter und geschickter ist als ihre Freundinnen, ist sie um ein vieles unselbständiger als diese, wagt sich zum Beispiel noch nicht alleine in öffentliche Verkehrsmittel, sondern lässt sich mit dem Auto von der Schule abholen; den Stadtunternehmungen und -bummeleien ihrer Freundinnen mag sie sich aus Frucht vor Unwägbarkeiten nicht anschließen; als wir ins Stadttheater gehen, hält sie meine Hand fest – nicht aus Anhänglichkeit, sondern aus Furcht, verloren zu gehen.

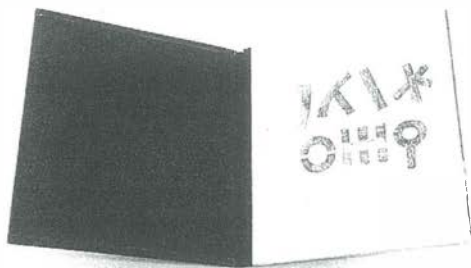
Als Sannas Familie einige Zeit später scheinbar plötzlich zusammenbricht, wird Sanna noch leiser, als sie es ohnehin schon war. Während des langen lebendigen Schultags inmitten ihrer Freundinnen tritt sie fast nur noch über ihre Texte in Erscheinung. Sie scheint zu ahnen, dass sie in ihren Texten etwas über sich mitteilt.

Eine literarische Vorlage für Sannas Elefantengeschichte ist mir nicht bekannt; auch Sanna verneint meine Frage, ob sie ein Buch kenne, das eine ähnliche Geschichte erzählt, und es gibt keinen Anlass, ihr nicht zu glauben. Insofern kann man wohl davon ausgehen, dass dieser Text Sannas Erfindung ist. Dennoch gäbe es ihn nicht ohne die literarischen Vorbilder, von denen er angeregt ist. Lesend und zuhörend hat Sanna die Erfahrung gemacht, dass es Formen des Erzählens gibt, in denen man eigene Gedanken und Empfindungen äußern kann.

## *Erhoffte Wirkungen*

Ich bin gefragt worden, warum es mir denn eigentlich so wichtig sei, dass meine Schülerinnen und Schüler eigene Geschichten schreiben. »Weil es ihnen gut bekommt«, war die schnelle Antwort. Auch bei längerem Nachdenken kommt keine prinzipiell andere heraus. Denn obwohl ich immer wieder neu über die Qualität mancher Texte staune (vgl. u. a. BAMBACH 1989 und BAMBACH 1998), das eigentlich Wichtige ist mir das, was sich bei den Kindern entwickelt, wenn sie an ihren Geschichten arbeiten – zum Beispiel die Freude an eigenen Vorstellungen und daran, sie schreibend mitzuteilen, zum Beispiel der Wunsch, sich so auszudrücken, dass man mit seiner Geschichte bei anderen Kindern ankommt, zum Beispiel das Gefühl des Glücks und das Bewusstsein von Können, wenn gelungen ist, worum man sich bemüht hat.

Dies für die Kinder zu wollen ist mir von Jahr zu Jahr wichtiger geworden. Denn mehr und mehr fühlen sich auch schon bei Acht- bis Zehnjährigen die Köpfe mit Sprach- und Bildfetzen aus Videoclips und den Klischeewelten der »daily soaps«, und es



wird immer schwieriger, dem etwas gegenzuhalten. Ich gebe den Kindern ungestundete Zeit für ihre eigenen Geschichten, weil ich hoffe, dass die Bemühung, Eigenes auszudrücken, ihre Köpfe und Gemüter in Bewegung hält. Und weil ich möchte, dass sie erfahren, wie es ist, in ihre Arbeit versunken zu sein. Auch die Kinder scheinen zu wissen, dass ihre Bemühungen um einen bewegenden Text und das Wagnis, ihn vorzulesen, etwas mit ihrer Entwicklung als Person zu tun haben: *»Ich habe früher auch Angst gehabt vorzulesen«*, sagt Karen zu Sven, der behauptet, er habe keine Lust, Geschichten zu schreiben. *»Ich weiß sogar noch, wo ich beim ersten Mal Vorlesen gegessen habe. Und ich weiß noch genau, wie es war«*, sagt sie, die zu den Kindern gehört, für die das regelmäßige Vorlesen eigener Geschichten seit langem selbstverständlich ist. *»Bevor ich anfang zu lesen, war meine Angst sooo groß ...«* – sie zeigt mit den Händen hoch über ihren Kopf – *»... nach zwei Sätzen war sie weg ...«* – sie führt die gespreizten Hände so langsam nach unten, als müssten sie einen Luftwiderstand überwinden – *»... aber als ich zu Ende war, war die Angst wieder da.«* – Ihre Hände schnellen nach oben, noch höher über den Kopf. Mit *»zu Ende«* meint sie ihre Erwartung der »Sagen und Fragen zur Geschichte«.

Planen lassen sich die eigenen Geschichten der Kinder von uns Lehrerinnen und Lehrern nicht. Aber wir können ihnen den Boden bereiten, zum Beispiel indem wir für Begegnungen mit Literatur sorgen, an der die Kinder die Mittel des Erzählens und ihre Wirkungen erfahren; wir können für ein Klima sorgen, das Mut macht, einen eigenen Text zu riskieren; wir können ihnen Zeit geben und wir können ein Forum schaffen, das den Texten und ihren Autoren Aufmerksamkeit und Anteilnahme sichert.

## Literatur

BAMBACH, H.: Erfundene Geschichten erzählen es richtig. Konstanz 1989, 2. Aufl. Lengwil 1993

BAMBACH, H.: Von Zuneigungen und Rettungen oder: Wie Kinder in ihren Geschichten leben. In: SPITTA, GUDRUN (Hrsg.): Freies Schreiben – eigene Wege gehen. Lengwil 1998